

Biografische Zugänge zur Machtanalyse : was die Gefängnisbriefe von Antonio Gramsci erhellen

Autor(en): **Jaeggi, Saskia / Mäder, Ueli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **34 (2015)**

Heft 66

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-652021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Biografische Zugänge zur Machtanalyse

Was die Gefängnisbriefe von Antonio Gramsci erhellen

Die *Gefängnisbriefe* von Antonio Gramsci enthalten unter anderem einen langjährigen Briefwechsel, den der inhaftierte italienische Kommunist mit seiner Schwägerin Tatjana (Tanja) Schucht führte. Sie seien «Zeugnis eines Menschen, der standhaft seine Würde gegen den Faschismus verteidigte», schreiben Thomas Barfuss und Peter Jehle in ihrer Gramsci-Einführung (2014, 11). Die Briefe drücken – über das persönliche Schicksal hinaus – auch viel von dem aus, was die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse prägte. Biografische Zugänge eignen sich durchaus, Machtdynamiken auf die Spur zu kommen.

«Indem wir die Erfahrungen und Einstellungen eines einzelnen Menschen analysieren, erhalten wir immer Daten und elementare Fakten, die nicht ausschliesslich auf dieses Individuum begrenzt sind.» So äusserten sich William I. Thomas und Florian Znaniecki (1958, 183). Sie analysierten Briefe von polnischen Bäuerinnen und Bauern, die nach Europa und in die Vereinigten Staaten migrierten. Die untersuchten Dokumente erhellen Haltungen, Lebensformen und gesellschaftliche Bedingungen. Die Auswertung der «polnischen Briefe» begründet eine soziologische Forschung, die sich auf biografische Zeichen stützt. Wir tun dies im vorliegenden Beitrag anhand der Gefängnisbriefe von Antonio Gramsci. Sie manifestieren persönliche Haltungen und machtgeprägte Gefüge.

Kollektiver Gehalt individueller Erfahrungen

Die soziologische Biografieforschung interessiert sich dafür, wie Individuen im Kontext des sozialen Wandels historische und institutionelle Gegebenheiten verarbeiten (Dausien u. a. 2005, 7). Sie fragt nach Zusammenhängen zwischen gesellschaftlichen und individuellen Erfahrungen. Biografie ist dabei keine individuell-psychologische Kategorie, sondern ein soziales Konstrukt. Die soziologische Biografieforschung (Jüttemann/Tomae 1998) gründet auf einem verstehenden Ansatz und erscheint als dialektische Konzeption der Verhältnisse zwischen Individuum und Gesellschaft.

Die biografische Identität impliziert eine Mentalität, die wir, wie die Haut, nicht einfach abstreifen können. Sie ist trotz ihrer Einzigartigkeit

auch ein kollektiver Habitus. Ihre Referenzen verweisen auf historische und gesellschaftliche Bezüge. Daher sind soziale Kontexte stets einzubeziehen, wenn wir herrschaftlichen Gefügen über biografische Zugänge auf die Spur kommen wollen. Ein Zugang führt auch über widerständige Aktivitäten, die sich etwa bei den polnischen Bäuerinnen und Bauern zuweilen hinter Formen der Anpassung verbergen. Über feine Unterschiede erfahren wir dabei viel über konkrete Lebenslagen und soziale Prozesse. Wir fragen, was Antonio Gramsci in seinen Gefängnisbriefen sagt (und nicht sagt).

Unsere hier nur angedeutete Fallrekonstruktion geht von keiner Übereinstimmung zwischen Erfahrung und Erzählung aus. Wir konstruieren aus den biografischen Angaben weder einen genialen noch einen kohärenten Gramsci. Lebensgeschichten sind als ein individuelles und soziales Produkt stets widersprüchlich. Mit der Rekonstruktion einzelner Fälle erhalten wir immer Hinweise auf historische und soziale Kontexte. Wie Gramsci beispielsweise den X. Gesang von Dantes «Hölle» interpretiert, impliziert auch eine spezifische Deutung des 10. Plenums der Kommunistischen Internationale. Der methodische Versuch, zwischen dem Lebensverlauf und der Präsentation zu unterscheiden, gelingt immer nur annähernd. Gerade in pluralistischen Konstellationen sind Biografien schwierig fassbar. Menschen entwerfen und wechseln ihre Identitäten. Sie reagieren dabei auf sehr heterogene Erwartungen (Schäfer/Völter 2005, 165). Zudem begegnen uns soziale Beziehungen immer auch als bereits interpretierte Konstruktionen. Und Handelnde beziehen sich stets durch Sinndeutungen eigener und fremder Erwartungen aufeinander (Mayring 1999, 2). Wenn Gramsci im Gefängnis kein Gnadengesuch will, dann antizipiert er mit, was sich Stalin und Mussolini erhoffen.

Häftling Nr. 7047: Post aus dem Inferno

Im Gegensatz zur *Göttlichen Komödie* Dantes fällt es schwer, der Lebensgeschichte Antonio Gramscis etwas Erheiterndes abzugewinnen. Sein Briefwechsel mit Tanja Schucht, der Schwester seiner Frau, fand von 1926 bis 1935 statt. Dabei handelt es sich um ein eindrucksvolles Zeitdokument eines Gefängnisalltags im faschistischen Italien. Dialogische ProtagonistInnen sind einerseits der gesundheitlich schwer angeschlagene Abgeordnete der kommunistischen Partei Italiens und damit Feindbild par excellence Mussolinis; andererseits die hingebungsvolle und unbeirrbar Schwägerin, die nicht nur das physische Überleben des Gefangenen organisiert, sondern auch dessen geistiges und emotionales. Die 2008 in deutscher Ausgabe publizierten *Gefängnisbriefe* zwischen Antonio Gramsci und Tanja Schucht (Band II und III) machen über die Hälfte seiner Briefe aus dem Gefängnis aus. Sie ermöglichen einen differenzierten Blick in sei-

ne Gedankenwelt: in jene Gedankenwelt, die für das faschistische Regime eine Bedrohung darstellte. Im Strafprozess 1928 plädierte die Anklage darauf, zu verhindern, «dass dieses Hirn in den nächsten zwanzig Jahren funktioniert» (Bd. II, 22, 39). Das Urteil lautete 20 Jahre, 4 Monate und 5 Tage Haft (ebd., 25). Das Hirn funktionierte jedoch weiter, trotz der Qualen, der Zermürbung, der Zensur, des Misstrauens, der strikten Kontrollen und der drohenden psychischen und intellektuellen Verwahrlosung, die das Inferno des Gefängnisalltags auszeichnete.

Ab 1927 findet ein regelmässiger Briefwechsel zwischen dem in Turi inhaftierten Häftling Nr. 7047 und Tanja statt (Bd. II, 39). Tanja fungiert als eine Art Medium zweier Welten, die nach Gramsci untrennbar miteinander verknüpft sind: die der Politik, durch ihre Vermittlerrolle zum Ökonomen und früheren Studienkollegen Piero Sraffa, und die der Gefühle, durch ihren unermüdlichen Versuch, die Liebesbeziehung zu seiner in Russland verweilenden Frau Giulia aufrechtzuerhalten. Dabei verschwammen die Bilder der beiden Schwestern Giulia und Tanja durch sein Abgetrenntsein von der Welt immer wieder zu einer Person.

Die Veröffentlichung der *Gefängnisbriefe* ist auch eine Anerkennung der Rolle Tanjas, die im Jahre 1925 die Bühne betritt, als sie Gramsci das erste Mal begegnet. Es ist der Beginn einer spontanen Freundschaft, die von Anfang an durch Sympathie und Wertschätzung gekennzeichnet ist. Sie bleibt bis zu seinem Tod die selbstlose, aber auch kritische Antigone, die den Gefangenen davor bewahrt zu glauben, sein gesamtes Leben sei ein einziger grosser Fehler, «ein Verranntsein» (Bd. III, 389).

Die Briefe zeichnen ein Bild eines zermürbenden Gefängnisalltags und dessen psychischen Folgen in Form eines seelischen Taubheitsgefühls, das mit dem Verlust für das Gefühl der Aussenwelt und der Frustration einhergeht, von dieser auch nicht verstanden zu werden. Im Brief vom 20. Oktober 1928 beschreibt Gramsci, wie er langsam in die Tiefen des Meeres hinabsinkt: «Aber ich spüre, ich sinke immer tiefer, und ich sehe deutlich den Augenblick, an dem ich, auf nicht wahrnehmbaren Bahnen, das Niveau absoluter Unbeweglichkeit erreiche, wo auch die heftigsten Stürme sich nicht mehr bemerkbar machen, wo es nicht einmal mehr möglich ist, die Bewegungen der obersten Schichten zu sehen, und sei es nur als ein blosses Wogen von Schaumkronen.» (Bd. II, 206)

Blind für die Gegenwart

Mit ihren Briefen wirft Tanja unermüdlich ihre Netze aus, um Gramscis Absinken mit Berichten und intellektuellen Anreizen aus «der grossen schrecklichen Welt» zu verhindern. Dennoch droht Gramsci Tanja immer wieder, jegliche Beziehung abubrechen, falls sie auf eigene Initiative

Hafterleichterungen oder die Revision des Prozesses beantragen würde. Er will auf keinen Fall, dass die als verschleiertes Gnadengesuch wahrgenommen wird (Bd. II, 32). Dies käme seinem politischen und moralischen Selbstmord gleich. Im Brief vom 4. November 1929 macht er deutlich: «Jede Einmischung von Dir wirft nur einen Schatten von Zweideutigkeit auf meine Haltung und die der anderen, aber insbesondere auf meine, die klar wie Kristall ist.» (Ebd., 253; Bd. III, 11)

1929 lockert sich das strenge Gefängnisregime allmählich. Mittels Gesuch an den Diktator höchstpersönlich erhält Gramsci die Bewilligung, in seiner Zelle zu schreiben (Bd. II, 28). Damit kann er auch seine Idee verwirklichen, von der er bereits seit zwei Jahren besessen ist: Etwas «für ewig» zu tun (ebd., 92). In seinem Ewigkeitsprojekt verdichten sich seine unterschiedlichen Gedankengänge um den «schöpferischen Volksgeist in den unterschiedlichen Phasen und Höhen seiner Entwicklung» (ebd., 94 f.). Gramsci schreibt Tanja über seine geplante Ausweitung des Staatsbegriffs, «der gemeinhin verstanden wird als politische Gesellschaft [...] und nicht als Gleichgewicht zwischen politischer Gesellschaft und Zivilgesellschaft (bzw. Hegemonie einer sozialen Gruppe über die gesamte nationale Gesellschaft, die durch sogenannte private Organisationen, wie die Kirche, die Gewerkschaften, die Schulen usw., ausgeübt wird), und insbesondere in der Zivilgesellschaft sind die Intellektuellen tätig [...]» (Bd. III, 128)

Die neue geistige Erfüllung, die ihm das Schreiben bringt, führt 1931–1932 zum Höhepunkt seines intellektuellen Schaffens. Die Entstehung der *Gefängnishefte* fällt in diese Zeit und auch der Briefwechsel mit Tanja nimmt an Intensität und Dichte zu, ebenso die Kooperation zwischen ihr und Sraffa (Bd. III, 11). Auf dessen Anregung verfasst Gramsci eine Interpretation des X. Gesangs der «Hölle» der *Göttlichen Komödie* Dantes. Er lässt sie über Tanja einem ehemaligen Lehrer (Prof. Cosmo) zukommen. Gramscis Interpretation enthält neben einer Auseinandersetzung mit der Ästhetik des italienischen Philosophen Benedetto Croce eine weitere *politische Dimension* (Bd. III, 21):

Im X. Gesang gelangen Dante und sein Führer Vergil in jenen Bereich der Hölle, in dem die Verdammten in offenen Flammengräbern liegen. Aus dem Grab erhebt sich Farinata, ein ruhmreicher politischer Führer von Florenz. Dieser verwickelt Dante sogleich in ein politisches Streitgespräch. Eine weitere Gestalt unterbricht die beiden. Es ist Cavalcante, politischer Gegner Farinatas. Beide sind durch die Vermählung ihrer Kinder miteinander verbunden. Cavalcante ist jedoch nicht an einer politischen Diskussion interessiert, sondern am Schicksal seines Sohnes. Dante ist nicht darüber informiert, was die eigentliche Strafe dieses Teils der Hölle ist. Er benutzt in Bezug auf die Existenz des Sohnes von Cavalcante ein Verb in Vergangenheit, worauf dieser schreiend zusammenbricht und in den

Flammen versinkt. Farinata hingegen verzieht keine Miene. Betroffen vom Verschwinden Cavalcantes lässt Dante sich von Farinata belehren: Die eigentliche Strafe dieses Höllenkreises liegt nicht in den Qualen der Flammen, sondern darin, dass es den Verdammten zwar möglich ist, die Vergangenheit und Zukunft zu sehen, sie jedoch die Gegenwart nicht sehen können. Gramsci sieht nun Cavalcante als wahren Bestraften an, da seine Strafe eine unmittelbare persönliche Strafe ist und die Qual dieses Höllenkreises *in Aktion* sichtbar macht (Gramsci 2012, H. 4, 556). Warum pocht Gramsci auf diese Interpretation, dass Cavalcante der wahre Bestrafte sei, und warum ist ihm dies so wichtig? Vermutlich steht dies im Zusammenhang mit dem 10. Plenum der Kommunistischen Internationale, welches 1931 im Kölner Exil stattfand. Der Parteiführer Togliatti ernannte ihn dort zum Ehrenpräsidenten – neben Stalin. Dadurch wurde Gramsci zum heroischen Märtyrer der Partei hochstilisiert, der, wie Farinata, stolz dem Inferno trotzt und es zutiefst verachtet. Gramsci fragt sich aber, ob der menschliche Preis, den er zahlt, nicht nur zu hoch, sondern auch unnötig ist (Bd. III, 23). Durch die Isolation im Gefängnis und den Schattenkegel, der sich auf die gegenwärtigen politischen und familiären Geschehnisse der Aussenwelt legt, ist sein unmittelbares Schicksal *in Aktion* auch jenes Cavalcantes: Sein Hunger nach Einzelheiten aus der Wirklichkeit und sein obsessiver Gedanke, «dass gerade meine Freunde daran mitzuwirken scheinen, mich so lange wie möglich im Gefängnis festzuhalten» (Bd. III, 422).

Im Brief vom 16. Februar 1932 erwidert Tanja, dass sie noch keine Antwort vom Professor erhalten habe, dieser jedoch seine Gedanken zum X. Gesang an einen piemontischen Freund (Togliatti) weitergeleitet habe. Dieser habe geantwortet, «es scheine ihm, er habe etwas Ähnliches schon einmal gehört» (Bd. III, 214). Togliatti spielt damit auf eine frühere Diskussion im Jahr 1918 an, in der es um die Frage des Endes des Ersten Weltkriegs ging und um Gramscis These: Wer die Zukunft voraussagen will, ist für die Gegenwart blind. Die Kommunistische Internationale sah damals eine neue revolutionäre Welle voraus, war jedoch gegenüber den faschistischen Entwicklungstendenzen blind. Womöglich wollte Gramsci dadurch aufzeigen, welche menschlichen Kosten anfallen können, wenn eine konkrete historische Gesellschaftsanalyse zu einer Vision übersteigert wird (ebd., 24).

Hegemonie für die Ewigkeit

Mit fortdauernder Haft schwindet die jahrelange Hoffnung auf Freilassung mittels Gefangenenaustausch. Vermutlich war Stalin an der Freilassung Gramscis nicht interessiert und Mussolini verlangte ein Gnadengesuch (Bd. III, 11). Im Brief vom 18. Juni 1933 schreibt Gramsci: «[...] während

es vorher die Perspektive gab, etwas unternehmen zu können, gibt es jetzt nicht einmal diese Perspektive, und ich habe keine Kräfte mehr.» (Ebd., 437) Die gesundheitlichen Probleme Gramscis spitzen sich seit 1932 zu. Tanja beantragt eigenmächtig eine ärztliche Abklärung, was zu einem Vertrauensbruch führt, von dem sich die Beziehung nie mehr ganz erholt. Wieder fürchtet Gramsci, dass seine Pläne für einen Gefangenenaustausch durch dilettantische und unehrenhafte Gnadengesuche seiner Familie durchkreuzt werden könnten (ebd., 18). Aufgrund seines desolaten Zustands wird der Häftling Nr. 7047 im November 1933 in eine Privatklinik in Formia eingewiesen (ebd., 9). Die Briefe beschränken sich ab diesem Zeitpunkt vorwiegend auf medizinische und rechtliche Probleme, da weitere Themen nun persönlich besprochen werden können. Tanja besucht Gramsci regelmässig an den Wochenenden und später, als er in die Klinik Quisiana in Rom überführt wird, fast täglich. Nach dem Ableben Gramscis schreibt sie am 12. Mai 1937 an Sraffa: «Nino hatte einen Gehirnschlag am Abend des 25. April. Am gleichen Tag, um 12 Uhr 30, hatte ich ihm den vom Büro des Überwachungsrichters beim römischen Gericht unterzeichneten Ausweis gebracht, mit der Feststellung, dass die Bewährung vorbei und jede Sicherheitsmassnahme gegenüber Nino eingestellt sei.» (Ebd., 494)

Nach Gramscis Tod bringt Tanja sein Werk in Sicherheit. 33 Hefte werden nach Moskau geschmuggelt und kommen in die Hände der Partei. Nach dem Ende des Krieges publiziert Togliatti die Aufzeichnungen in thematisch strukturierter Folge. Ausgewählte Texte in deutscher Sprache liegen 1967 vor, eine englische Übersetzung 1971. 1975 wird schliesslich die vollständige italienische Edition der Gefängnishefte publiziert und der Hegemoniebegriff avanciert zum Standard im linken Vokabular. Wirklich gelesen wird Gramsci jedoch kaum. Er ist vielmehr eine Inspirationsquelle für eine Musik, die von anderen gespielt wird. Erst im Rahmen der britischen Cultural Studies kommt Gramsci in den 1990er-Jahren an die grossen Universitäten und mutiert zu einem internationalen Klassiker (Barfuss/Jehle 2014, 12 f.).

Ob es Gramsci mit dem Hegemoniebegriff schlussendlich gelungen ist, etwas «für ewig» zu tun, wird aktuell kontrovers diskutiert. Dies im Gegensatz zu seinen unzähligen politischen Artikeln, die er bereits vor seiner Haft verfasste und deren Publikation er mehrfach ablehnte, «denn sie sind für den Tag geschrieben und sollten, meiner Ansicht nach, mit dem Tag sterben» (Bd. II, 29). Die Hegemonie-Debatte dreht sich dabei primär um die Frage, ob Hegemonie, als Herrschaft basierend auf Konsens kombiniert mit Zwang, nicht eine historisch-spezifische Form von Herrschaft in Zeiten des aufkommenden Fordismus war, die sich nicht ohne weiteres auf den heutigen Postfordismus übertragen lässt (Martin/Wissel 2015, 220). Da der Neoliberalismus nicht mehr auf politischen Zugeständnissen aufbaue,

könne er die partikularen Interessen der Herrschenden auch nicht mehr als Allgemeininteresse darstellen (Resch 2015, 214).

Das Gesellschaftliche im Individuellen

Unsere Betrachtung ist biografisch orientiert. Das Biografische erhellt dominante Strukturen, Werte und Einstellungen. Die subjektiven Deutungen vermitteln die Sicht von Beteiligten, die ihre eigenen Wahrheiten und Wirklichkeiten erzählen. Dabei interessiert der innere Sinngehalt. Er hilft, sich verstehend sozialen Realitäten anzunähern. Aber machtgeprägte Dynamiken und Gefüge lassen sich nie wahrheitsgetreu eruieren. Wir konstruieren sie mit, auch wenn wir, um möglichst wenig Eigenes zu projizieren, unsere Eindrücke stets kollektiv validieren. Wie viel Gesellschaftliches sich im Biografischen manifestiert, zeigt sich, wenn wir Menschen in ihrem Umfeld beschreiben, in dem sie so handeln, wie sie handeln. Wenn wir Geschichten aus dem Blickwinkel von Beteiligten rekonstruieren, ist Erlebtes subjektiv wahr und – wie jede Quelle – kritisch zu betrachten. Denn Sichtweisen verändern sich. Das Zusammenspiel aller Beteiligten beeinflusst die Darstellung, genauso wie Medien, öffentliche Debatten, Normen und Werte.

Wir unterscheiden bei Dialogen zwischen dem Erzählten, Erlebten und der Sinnggebung (Rosenthal 1995, 130). Zudem interessieren Schlüsselerlebnisse und biografische Wendepunkte. Erzählungen lassen sich zum Beispiel interpretieren, indem wir sie zunächst in einzelne Sequenzen aufteilen und dann nach möglichen Zusammenhängen suchen (Haumann/Mäder 2008, 279). Dabei interessiert, ob Erlebtes einfach geschildert, übersteigert oder mit späteren Einflüssen vermischt wird. Wichtig sind auch emotionale Erschütterungen, die sich als mögliche «Knackpunkte» erweisen können. Wesentlich ist, welche Bedeutung die Einheiten der Kommunikation für die Selbstdarstellung haben. So verrät auch der Wortschatz viel über soziale Milieus. Gramsci fragte sich etwa angesichts der drittrangigen Literatur der Gefängnisbibliothek, welche «Gefühle und Gesichtspunkte [...] diesen Ramsch so erfolgreich» machen (Bd. II, 235) und was die Lektüre für die Gefangenen bedeute.

Mit der Analyse brieflicher Kommunikation lassen sich Wahrnehmungen, Sichtweisen und Sinnkonstruktionen der Beteiligten nachvollziehen. Wichtig ist, entdeckend unterwegs zu sein: *Der im Gehen erkundete Weg*, so titelt Frigga Haug (2015) ihr neues Buch zum «Marxismus-Feminismus» (siehe Rezension in diesem Heft). Wenn wir uns dem Erzählten annähern wollen, ist auch ein Zugang zu unserem eigenen (Vor-)Verständnis unabdingbar, das möglichst transparent darzulegen ist. Wir lesen Gramsci anders, wenn wir mit ihm sympathisieren. Ebenfalls wichtig ist die Reflexion theoretischer Zugänge. So entdecken wir in den Gefängnisbriefen viel Ma-

terial für ein differenziertes Staatsverständnis, das ein permanentes Aushandeln zwischen politischer Gesellschaft und Zivilgesellschaft impliziert. Der biografische Zugang beinhaltet einen deutenden und Sinn verstehenden Zugang. Die Forschung gestaltet sich als kommunikativer Prozess. Sie erfordert eine Sensibilität für die (Selbst-)Wahrnehmung und die Interaktion mit allen Beteiligten. Die Nähe zum Feld kann dabei von Vorteil sein, beinhaltet jedoch die Gefahr, zu wenig Abstand zu halten. Umso wichtiger sind die Transparenz und das Korrektiv durch andere Sichtweisen.

Keine biografische Illusion

Beim Fundieren der biografischen Methode ist zu fragen, ob sie den Trend der Individualisierung verstärkt. Sie tut das gewiss weniger, wenn wir die sozialen Kontexte einbeziehen und uns dafür interessieren, inwiefern sich im Biografischen das Gesellschaftliche dokumentiert. Der Individualismus fördert zuweilen einen schillernden Subjektivismus. Die Suche nach Lebensorientierung tastet sich an vielen mehr oder weniger authentischen Niederschriften voran. Oft wird das Gesellschaftliche subjektiviert und privatisiert. Das desavouiert, was andere seriös an Alltagsforschung betreiben. Die Biografierung erlaubt jedenfalls keine Generalisierung. Sie ist vielmehr eine spezifische Form sozialer «Abbildung» und Annäherung, die es unabdingbar mit strukturellen Voraussetzungen zu verknüpfen gilt.

Pierre Bourdieu (1986, 69) warnt vor der biografischen Illusion, die dem Genre der «Lebenserzählung» anhaftet. Erzählenden wohnt in vielen Fällen die Tendenz inne, die zwiespältigen Phasen ihres Lebens als eine möglichst kohärente Geschichte darzustellen. Die soziale Wirklichkeit ist jedoch komplexer. Bourdieu (1987, 147) geht davon aus, dass es in der sozialen Welt auch Strukturen gibt, die vom Bewusstsein und Willen der Akteure unabhängig sind. Sie beeinflussen die individuellen Praktiken der Individuen, die selber wiederum strukturierend auf diese zurückwirken. Daran lässt sich anknüpfen: Nach Gramsci bedürfen gesellschaftliche Veränderungen auch einer Aktivierung der emotionalen Dimension. Intellektuelle sollten konkrete Lebenssituationen anderer Bevölkerungsgruppen nachfühlen und so deuten, dass ein Bewusstsein für die eigene Lage im Kontext gesellschaftlicher Verhältnisse entstehen kann. Gramsci versteht (Gegen-)Hegemonie als aktives Verhältnis wechselseitiger Beziehungen, bei dem «jeder Lehrer immer auch Schüler und jeder Schüler Lehrer ist» (2012, H.10, 1334). Ohne lebendigen Austausch zwischen Intellektuellen und andern sozialen Schichten verpuffen widerständige politische Vorstöße. Daher ist stets darauf zu achten, wie sich Gesellschaftliches im Biografischen dokumentiert. Und umgekehrt! Die Gefängnishefte zeugen davon. Es lohnt sich, sie zu lesen.

Literatur

- Barfuss, Thomas / Jehle, Peter, 2014: Antonio Gramsci zur Einführung. Hamburg
- Bourdieu, Pierre, 1986: L'illusion biographique. In: Actes de la recherche en sciences sociales, Nr. 62–63, Paris, 69–72
- Bourdieu, Pierre, 1987: Espace social et pouvoir symbolique. In: Ders.: Choses dites. Paris, 147–166
- Dausien, Bettina / Lutz, Helma / Rosenthal, Gabriele / Völter, Bettina, 2005: Einleitung. In: Völter, Bettina / Dausien, Bettina / Lutz, Helma / Rosenthal, Gabriele (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden, 7–20
- Gramsci, Antonio, 2008: Gefängnisbriefe II. Hamburg (Bd. II)
- Gramsci, Antonio, 2008: Gefängnisbriefe III. Hamburg (Bd. III)
- Gramsci, Antonio, 2012: Gefängnishefte 3. Heft 4 und 5. Hamburg
- Gramsci, Antonio, 2012: Gefängnishefte 6. Philosophie der Praxis. Heft 10 und 11. Hamburg
- Haug, Frigga, 2015: Der im Gehen erkundete Weg. Marxismus-Feminismus. Berlin
- Haumann, Heiko / Mäder, Ueli, 2008: Erinnern und erzählen. Historisch-sozialwissenschaftliche Zugänge zu lebensgeschichtlichen Interviews. In: Leuenberger, Marco / Seglias, Loretta (Hg.): Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen. Zürich, 279–287
- Jüttemann, Gerd / Thomae, Hans, 1998: Biografische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim
- Martin, Dirk / Wissel, Jens, 2015: Fragmentierte Hegemonie. Anmerkungen zur gegenwärtigen Konstellation von Herrschaft. In: Martin, Dirk / Martin, Susanne / Wissel, Jens (Hg.): Perspektiven und Konstellationen kritischer Theorie. Münster, 220–239
- Mayring, Philipp, 1999: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim
- Resch, Christine, 2015: Gedanken zum Ende der Hegemoniepolitik, angestellt am Beispiel der fehlenden öffentlichen Präsenz von kritischen Intellektuellen. In: Martin, Dirk / Martin, Susanne / Wissel, Jens (Hg.): Perspektiven und Konstellationen kritischer Theorie. Münster, 206–219
- Rosenthal, Gabriele, 1995: Erzählte Lebensgeschichte. In: Dies.: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main, 130–135
- Rosenthal, Gabriele, 2005: Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Völter, Bettina / Dausien, Bettina / Lutz, Helma / Rosenthal, Gabriele (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden, 46–64
- Schäfer, Thomas / Völter, Bettina, 2005: Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung. In: Völter, Bettina / Dausien, Bettina / Lutz, Helma / Rosenthal, Gabriele (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden, 161–189
- Thomas, William I. / Znaniecki, Florian, 1958: The Polish Peasant in Europe and America. Dover / New York